Die Flucht der Kaiserin.

Wie die Gemahlin Napoleons sich 1870 nach England rettete.

Erinnerung an die bewegten Tage in Paris nach der Schlacht bei Sedan.

Wieder jährten sich jene schicksalsvollen Septembertage, in denen das französische Kaiserreich in Trümmer sank, der Kaiser gefangen wurde und seine Gemahlin sich nur durch die Flucht vor der Wut des Pöbels retten konnte. Die romantischen Umstände und Ereignisse, die dieser tragischen und angstvollen Fahrt vorausgingen und sie begleiteten, stellt G. Lenotre in den „Lectures pour tous" mit einer Genauigkeit und Vollständigkeit dar, die die letzten noch dunklen Einzelheiten über diese verworrenen Begriffe aufhellt. Am Nachmittag des 4. September 1870, als die Unglücksnachricht von Sedan bekannt geworden war, tobte der wütende Pöbel auf der Place de la Concorde, zerbrach das hier angebrachte geschlossene Gitter zu den Tuilerien und drang nach dem Schloß vor. Die Regentin, von ihrer eigenen Regierung im Stich gelassen, sträubte sich, von ihrem Platze zu weichen; aber der österreichische Gesandte Fürst Metternich und der italienische Gesandte Nigra, die in diesem gefahrvollen Moment um sie weilten, „führten sie mit Gewalt fort". Noch im letzten Moment reißt sie sich los, um von den Verwundeten wenigstens Abschied zu nehmen, die in den Tuilerien untergebracht waren, und die sie selbst gepflegt hatte. Man zieht sie fort durch die prunkenden Gemächer und feierlichen Gallerien, den Schauplatz so vieler weltgeschichtlicher Dramen. Durch einen der Säle schreitend, bleibt die Herrscherin plötzlich stehen, blickt um sich und murmelt: „Also das letztemal?" Die beiden Begleiter drängen sie vorwärts durch die Gallerien des Louvre; denn die Menge befindet sich schon in den Höfen und im Hauptpavillon der Tuilerien. Immer widerstrebend, ist sie schließlich bis zu dem Ausgange geschoben worden. Nun nimmt sie Abschied von ihren Frauen, die sie noch begleiten. Allein will sie weiter; nur Mme. Lebreton, die treue Kammerfrau, soll mit. Sie eilen an einer Rotte johlender Menschen vorbei, die beständig schreit: „Nieder mit Badinguet! (Spottname Napoleons.) Nieder mit der Spanierin!" „Haben Sie Furcht?" fragt Nigra die Herrscherin, die seinen Arm genommen hat. „Keineswegs. Warum fragen Sie mich? Fühlen Sie etwa, daß ich zittere?" Sie schreitet ruhig und sicher daher, mit völliger Selbstbeherrschung. Auf der Place de la Concorde winkt Fürst Metternich einer Droschke. Sie ist glücklicherweise geschlossen; aber wie man einsteigen will, sammeln sich Menschen, und ein Gassenjunge ruft erstaunt aus: „Das ist ja die Kaiserin!" Nigra, namenlos erschrocken, nimmt den Jungen bei den Ohren und sagt drohend: „Was, du Bengel, du schreist: Es lebe Preußen!", wobei er sich geistesgegenwärtig die Klangähnlichkeit zwischen „Voila l'impératrice" und „Vive la Prusse" zunutze macht. Der Gamin reißt eingeschüchtert aus; der Wagen fährt los. Langsam ging es nun durch die Straßen. Metternich hatte dem Kutscher die Adresse des Staatsrats Besien angegeben, bei dem die Kaiserin ein vorläufiges Asyl finden sollte. Aber es ist niemand zu Hause; auf mehrmaliges Klingeln wird nicht geöffnet. Von Müdigkeit völlig überwältigt, setzt sich die Kaiserin auf die steinernen Treppenstufen und bleibt hier wohl eine Viertelstunde in dumpfem Brüten. Dann rafft sie sich auf: „Hier kann ich nicht bleiben; vorwärts!" Die beiden Frauen irren nun durch die Straßen und wissen nicht, wohin. Die wenigen, die ihnen in diesem menschenleeren Viertel begegnen, ahnen nicht, daß die Frau in der schwarzen Kaschmirrobe mit dem weißen Kragen und dem dunklen Hut die Kaiserin der Franzosen ist. Endlich finden sie eine Droschke. Welche Adresse? Nach langem Schwanken entschließt sich Eugenie, das Haus des Dr. Evans, des bekannten Zahnarztes, zu nennen. „Kutscher, Avenue de l'Impératrice!" sagt die entthronte Kaiserin, und der Rosselenker fährt nach der Straße, die ihr zu Ehren genannt worden war. Evans war ein alter Freund der Familie Montijo und hatte die Kaiserin schon als Mädchen gekannt. Er erwartete gerade die Mitglieder der amerikanischen Gesandtschaft zum Diner, als ihm gemeldet wurde, zwei Damen warteten in der Bibliothek, die ihren Namen nicht nennen wollten. Aergerlich ging er hin und — stand der Kaiserin gegenüber. Sie ergriff seine Hände; ihre Augen standen voll Tränen. Sie vertraute sich ihm an in ihrer Not; er sollte ihr helfen, nach England zu entkommen. Erschöpft durch eine Woche furchtbarer Aengste, geschwächt durch den Mangel an Schlaf und Nahrung, stieß sie in fieberhafter Erregung ihre Wünsche vor. Rasch wurde ihr eine kleine Mahlzeit serviert. Evans zog seinen intimen Freund, den jungen Dr. Crane, in das Geheimnis, während die Gäste ungeduldig warteten. Crane mußte dann die Herren empfangen, während Evans mit der Kaiserin und Mme. Lebreton beratschlagte. Die Fahrt sollte am nächsten Morgen zu Wagen nach Deauville gehen, wo sich Frau Evans im Sommeraufenthalt befand. Man bediente sich eines von der englischen Gesandtschaft ausgestellten Passes, der zufällig in den Händen von Evans war und auf einen Dr. C. lautete, der eine Kranke und ihr Gefolge nach London begleiten sollte. Crane übernahm die Rolle des Arztes; die Kaiserin sollte die Kranke sein, Evans ihr Bruder, Mme. Lebreton die Krankenwärterin. Die Kaiserin schlief die Nacht nicht. Um 5 Uhr früh stieg sie in derselben Robe, da sie aus den Tuilerien nichts mitgenommen hatte, in den Landauer des Dr. Evans. Es war ein herrlicher, sonnenheller Tag. Die Reise ging glücklich bis Nantes; hier versagten die übermüdeten Pferde den Dienst. Evans gelang es, einen Wagen zu finden, der sie bis Passy brachte. Doch dann wird die Suche nach einem neuen Gefährt schwierig. Schließlich findet er eine alte, gebrechliche Kalesche, vor die zwei Arbeitspferde gespannt werden, und so fährt die Kaiserin mit ihren drei Getreuen weiter. Vor einem Café machen sie kurze Rast, vor dem eine aufgeregte Menge hin und her wogt, die Marseillaise singt und „Es lebe die Republik!" schreit. Ein Trupp Mobilgarde marschiert vorbei. Ob sie auf der Suche sind nach der entflohenen Kaiserin? Angstvolle Spannung, die glücklich vorübergeht. Die Nacht verbringt die Kaiserin in dem Wagen, an dem eine Speiche gebrochen ist. Sie spricht viel von der Flucht Ludwigs des Sechszehnten und Louis Philippes, die der ihren so ähnlich waren. Am 6. kommt man dann glücklich nach Deauville, und in der folgenden Nacht nimmt die Jacht des Sir Georges Burgoyne die gerettete Kaiserin auf.

Die persische Handschrift im Britischen Museum.

Kürzlich erhielt das Britische Museum für seine Handschriftensammlung eine wertvolle Zuwendung durch den nationalen Kunstfonds: ein altes illuminiertes persisches Manuskript. Der Inhalt besteht in mystischer Poesie und in Erzählungen, die das Aufgehen der Seele in die Unendlichkeit lehren. Die Illustration zeigt zumteil in vorzüglichen ganzseitigen Malereien tausende Derwische und verschiedene Feste; zumteil sind dekorative Elemente in den Text eingefügt. Die Wichtigkeit des Werkes besteht vor allem darin, daß klassisch-persische Kunst weit früher angesetzt werden muß, als dies bisher im allgemeinen geschah. Es bestand nämlich die Annahme, daß die persische Kunst weit früher angesetzt werden muß, als dies bisher im allgemeinen geschah. Es bestand nämlich die Annahme, daß die persische Kunst ursprünglich von der chinesischen geleitet worden sei. In dem Londoner Manuskript fehlt aber, wie die Zeitschrift für bildende Kunst berichtet, jeglicher Einfluß Chinas. Will man überhaupt einen solchen anerkennen, so ist er indohellenistischer Natur. Griechische, nach Indien überführte Kunst, paßte sich dort den heimischen Idealen an und wurde indisch-buddhistisch; durch Verbreitung des Buddhismus gelangte sie weiter nach Asien hinein. Ob die hellenistische Kunst rein nach dem Orient übertragen wurde, erscheint zum mindesten zweifelhaft, da aller Wahrscheinlichkeit nach die Malerei und Illuminierung von Manuskripten einem Zweige der byzantinisch-ägyptischen Kunst entsprang, die wiederum selbst aus der späteren griechischen Kunst entsprang, die wiederum selbst aus der späteren griechischen Zivilisation herausgewachsen ist. Derartige Handschriften werden zurzeit in England und Amerika auch deshalb so hoch geschätzt und zu erwerben gesucht, weil die Erkenntnis sich Bahn brach, daß diese Art der Miniaturmalerei die einzige Kunstausübung des nahen Ostens bleibt, in der die eigenartige Persönlichkeit des Künstlers wirklich hervortreten konnte. Aber auch hier geschieht dies in weit geringerem Maßstabe als in Europa, da der orientalische Illuminator oder Kunsthandwerker durch den vorwiegend ornamentalen Zweck der Arbeit gebunden ist.

Massenet und der Yankee.

Eine amüsante Massenetanekdote wird in der literarischen Beilage des „Figaro" erzählt: er Meister befand sich eines Tages in Mailand im Hotel, in Erwartung der ersten Aufführung einer seiner Opern, als jemand an die Tür seines Zimmers klopfte. Auf das „Herein!" des Komponisten erschien ein distinguierter Herr, der vom Scheitel bis zur Sohle mit der korrekten Vornehmheit eines modernen Amerikaners gekleidet war, und sagte trocken und fast geschäftsmäßig kühl in einem entsetzlich verenglischten Französisch: „Ich wolte mir einen Autor vor der Premiere ansehen."

Massenet lächelte verbindlich und antwortete geschmeichelt: „Sie interessieren sich wohl sehr für Musik, mein Herr?"

„No", erwiderte der Yankee mit der größten Gleichgültigkeit.

„Aber doch für die Oper?"

„No!"

Moderne Odyssee.

Erfahrten eines Paschas, der sich einem unkundigen Kapitän anvertraut hatte.

Die Fahrt des früheren Sultans von Marokko nach dem Lande seiner „Befreier" läßt die Erinnerung an eine mehr als hundert Jahre zurückliegende, ebenfalls dem Ziel Frankreich geltende Reise eines anderen mohammedanischen Würdenträgers wieder aufleben. Das „Journal des Débats" kramt diese ergötzliche Geschichte aus. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts zog der Glanz des neuen Kaiserhofes zahlreiche Fürsten und Gesandte aus dem Morgenland nach Frankreich. So machte sich denn auch auf Ismael Pascha, Minister und außerordentlicher Gesandter des Khediven Mechmed Ali. Er schiffte sich auf einer ägyptischen Fregatte ein, das Reiseziel war Marseille. Der Kapitän, der Ismael und sein Glück fuhr, war ein Grieche, dem eine reiche Einbildungskraft den Mangel an seemännischer Ausbildung ersetzte. Ruhmredig, wie alle Nachkommen der alten Hellenen behauptete er, schon oft in der schönen Hauptstadt der Provence gewesen zu sein, und schilderte alle Einzelheiten dieser Reisen in den glühenden Farben seiner orientalischen Phantasie. In Wirklichkeit hatte er nur kleine Küstenfahrten gemacht. Sie stachen in See. Eine frische Brise schwellte die Segel. Nach einigen Tagen kam Land in Sicht. „Das ist Marseille. Ich erkenne es sofort wieder." Es war Malta. Während der langen Quarantäne stiegen Ismael die ersten Zweifel an der Glaubwürdigkeit seines Kapitän auf. Der englische Gouverneur, ein Mitkämpfer von Abukir, gab dem Pascha auf dieser ersten fahrplanwidrigen Station seiner Reise ein Fest. Die sachkundigen Briten sahen natürlich sofort, wem er sich anvertraut hatte, und ließen ihn ruhig segeln. „Bist du deiner Sache auch sicher?" fragte Ismael den Kapitän, und der versteg sich wieder zu den höchsten Versicherungen. Die Reise ging weiter. Man kam nach Tunis, man landete in Cagliari auf Sardinien, dann sah man tagelang nur Himmel und Wasser. Die Lebensmittel gingen auf die Neige. Panajori, so hieß der edle Grieche, verlor seine stolze Haltung nicht. Irgendwo müßten sie doch schließlich landen, sagte er sich. Eines Morgens tauchte ein Felsen aus den Fluten auf. „Das ist Marseille." Sie waren in Gibraltar. Der gutmütige Pascha ärgerte sich nicht, im Gegenteil. Als erster Aegypter, der die Säulen des Herkules besuchte, legte er sich sofort den stolzen Namen bei: Ismael-Gibraltar. Erneute Begrüßung mit den Briten, denen sie aus den zwei Kanonen, mit denen der alte Kahn bewaffnet war, einen Abschiedsgruß zudonnerten. „Diesmal habe ich auch nicht den leisesten Schatten eines Zweifels." Sie landeten auf Madeira. Der Pascha fand, daß man viele Umwege mache, und wollte dem griechischen Kapitän einen portugiesischen Seemann beigeben. Aber Panajori tat so gekränkt, daß Ismael sich erweichen ließ. Die moderne Odyssee war noch nicht zu Ende. Nach einiger Zeit fanden sie sich wieder in Gibraltar. Da riß dem Pascha die Geduld. Aber was war zu machen? So schifften sie weiter. Endlich kamen sie in den Golf von Biskaya. Ein Sturm warf das Schiff an die französische Küste. Es wurde nach Bordeaux geschleppt. Dort führte man die Schiffbrüchigen in ein Hotel letzten Ranges; der arme Pascha war froh, ein Obdach zu finden. Als alles wieder trocken war, sandte er seine Empfehlungsbriefe an die Notabeln. Diese waren natürlich sehr erstaunt, ihn in einer Matrosenherberge zu finden, den beturbanten und perlenbesäten Würdenträger im Schmutz und Tuselgeruch. Dem Pascha gefiel es ausgezeichnet. Eines Tages hatte er eine unliebsame Begegnung mit einem Trunkenbold. Schon zückte der Kerl das Messer gegen den Gesandten, als dieser ihm seine Schnupftabakdose anbot. Der Strolch senkte verblüfft die Hand, der Pascha war mit einem Schlage populär. Sein höchster Wunsch war, von Napoleon empfangen zu werden. Doch dieser führte gerade Krieg gegen Preußen. Der Pascha hätte gern die Rückkehr des Kaisers abgewartet, aber sein Herr, der sich von der abenteuerlichen Reise seines Gesandten nichts träumen ließ, rief ihn zurück. Ismael wurde in Anbetracht seiner seemännischen Erfahrungen zum Admiral befördert und gilt noch heute als der Gründer der ägyptischen Marine. So erzählt wenigstens das „Journal des Débats".

Obstflecke in bunten Stoffen lassen sich leicht entfernen, indem man die frisch befleckte Stelle über eine Schüssel hält und aus einem Kessel einen dünnen Strahl kochenden Wassers darauf durchlaufen läßt. Bei waschechten und weißen Stoffen vermeide man stets Seife. Heiße Milch statt Wasser durch den Stoff gegossen, leistet noch bessere Dienste. Später kann man die Flecke mit warmem Wasser in gewöhnlicher Weise vollständig und leicht auswaschen.

Mit einem Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber tut.

Verzeihung im Tode.

Die Krankenpflegerin am Sterbebett des Jugendgeliebten.

Erinnerung an ein trauriges Wiedersehen nach der Schlacht bei Gravelotte.

Zwei Jahre vor dem Ausbruch des Krieges gegen Frankreich hatte ich mich, getäuscht in meinem unerschütterlichen Glauben an Liebe und Treue, der Krankenpflege gewidmet, um unter dem Zeichen des roten Kreuzes in aufopfernder Pflege dem blutenden Herzen Frieden zu geben, nicht ahnend, daß ich schon so bald bestimmt sein würde, den neuen Beruf unter den Schrecken des Krieges in seinem furchtbarsten Ernste kennen zu lernen. Die Mobilmachung im Juli 1870 führte mich aus der Stille des heimatlichen Krankenhauses in ein Kriegslazarett der 2. Armee, das nach den schweren und verlustreichen Gefechten vom 16. August Pflegepersonal an die Feldlazarette entsandte, die ihrerseits den Verbandplätzen der Truppenteile wegen der ungeheuren Zahl von Verwundeten jede entbehrliche Hilfskraft zur Verfügung stellten. Ein einsamer französischer Bauernhof, von einer Mauer umgeben und von mächtigen Buchen umrauscht, der unter dem Schutze einer Hügelkette den feindlichen Geschossen unerreichbar war, nahm am 18. August unser Feldlazarett auf. Von fernher rollte bald, wie von schwerem Gewitter, der Donner der Geschütze zu uns herüber. Der mörderische Kampf um die feindlichen Höhen tobte seit Stunden. Und bald kamen in unaufhaltbarer Folge als sichtbare Zeichen der schweren Verluste, die unsere heldenmütigen Truppen zu erleiden hatten, von den Verbandplätzen die Verwundeten, denen die notwendigste ärztliche Hilfe zuteil geworden war. Unter fieberhafter Arbeit flogen uns die Stunden dahin. Und als der Tag seinem Ende zuneigte, war in unserm Gehöft fast der letzte Platz mit Schwerverwundeten belegt, von denen mancher mit der sinkenden Sonne die müden Augen für immer schloß. Aber der Angriff der pommerschen Regimenter, der am Abend gegen die feindliche Stellung einsetzte und den Sieg an unsere Fahnen heftete, brachte neue schwere Verluste.

Als schon das Tageslicht fast erloschen war, da trug man einen schwerverwundeten Offizier auf einer Bahre in den Raum, der meiner Leitung unterstellt war. Ein Kopfschuß hatte ihn niedergestreckt; fast das ganze Gesicht bedeckte ein Verband, nur ein Auge war sichtbar, starr und halbgeschlossen, und um die dunklen Wimpern irrten die Schatten des Todes.

Ich weiß nicht, was mir die Kraft gab, nicht zusammenzubrechen unter der Wucht des Schmerzes, der mich bis in die Tiefe der Seele erschütterte. Der Mann dort, der in seiner Sterbestunde meiner Pflege anvertraut war, er war es, dem meine Liebe gehört hatte, in unwandelbarer Treue, dem ich Jahre meines Lebens freudig geopfert hatte im Glauben an unser einstiges Glück. In diesem Glauben hatten wir uns vor sechs Jahren zum letzten Male die Hand gedrückt. Was für Erinnerungen stiegen jetzt in mir empor! — Von Jugend auf eng befreundet durch täglichen Verkehr in der kleinen Garnison, in der unsere beiden Väter bei demselben Truppenteil standen. Da war es kein Wunder, daß wir dann als Erwachsene eines Tages, an dem die Trennungsstunde schlug, weil der Jugendfreund in die Armee eintrat, erkannten, daß aus der Freundschaft der Kinder eine tiefe Zuneigung entstanden war, die wir unausgesprochen im Herzen trugen. Und wieder vergingen Jahre, da kam die Stunde, wo er um mich warb mit heißen Worten der Liebe, wo wir uns gelobten, treu zu einander zu halten, bis er imstande war, mich als Gattin heimzuführen.

Sein Dienst führte ihn in ferne Garnisonen. Und Jahre vergingen. Seltener wurden seine Briefe und ihre zärtliche, einst so zuversichtliche Sprache erkaltete mehr und mehr. Und dann kam die Stunde, die die Hoffnung meines Lebens mit einem Schlage vernichtete, die Stunde, als er mir schrieb, er könne es nicht verantworten, mein Schicksal noch länger an seine ungewisse Zukunft zu fesseln. Glückselige Hoffnungen langer Jahre sanken in den Staub, mein Herz war gebrochen — und der, der es brach, er lag nun ein dem Tode Geweihter vor mir. Tief erschüttert saß ich an seinem Lager. Waren es meine heißen Tränen, die auf seine bleiche, kalte Hand fielen? Das brechende Auge öffnete sich weit, und ein staunender, flehender Blick traf mich. Er hatte mich erkannt. Seine Hand ruhte in der meinen und das fliehende Leben ließ ihm noch die Kraft, mir durch einen schwachen Druck zu sagen, daß er meine Verzeihung empfunden hatte. Das müde Augenlid senkte sich nieder — durch den stillen Raum zogen die fernen Klänge der Retraite, die von einem auf dem Schlachtfelde lagernden Truppenteil herüberschallten. Und als die feierliche Weise des Gebets einsetzte, da ruhten meine Hände segnend auf seinem Haupte — — und er tat seinen letzten Atemzug.

WOPS! MY DEAR.

Emma Carus's Sensational Novelty Hit.

Words by EDGAR LESLIE — Music by AL PIANTADOSI

Moderato.

1. Last night I go to the fire-a cent-a show, When a man he come out, he was dressed up a-so, He
2. I stand-a up and I shake-a da..... fist, He..... say, sit down, wop, or I'll slap you on the wrist,

wear red neck-tie and a big-a blond-a curl, He's got-a paint on the face and he walk-a like-a girl;...
When he say dis, why... I..... was a laugh, With..... one slap... I could break this man in half; Then

Then he sing a song what-a go way up-a high, like Miss Tet-re-zin he reach way up to the sky.
he..... was a-dance and..... soon he did ex-claim, How we poor girls suf-fer, it's a great-a shame;

I don't mind just what I hear, Till he look down and he shout in my ear:...
I..... say, you Lizz, you'll suf-fer some more, When I catch you at the back... stage door.

Copyright, MCMXII, by LEO. FEIST, 134 West 37th St., New York
International Copyright Secured and Reserved
The greatest comedy song of the season—"YOUR DADDY DID THE SAME THING 50 YEARS AGO"
Used by permission, MURRAY MUSIC CO., New York — No. 333.

CHORUS.

Wops, my dear, He's a call-a me name,..... Wops, my dear, Thats-a one a great shame,

When he was a-talk a-bout this fa-i-ry queen, Be-lieve-a me, boss, I don't know

what he's a-mean; But wops, my dear,..... I'm goin a-craze, Eve-ry time I hear..... If he

asked who build the sub-way, or who run the bar-ber-shop, Who make-a shoe-shine for the

cres.

big-a Ir-ish cop, All..... right, Then I shout out my-self, Wops, my dear!...

Wops, My Dear! — No. 333.

Nicht abergläubisch. — Hausfrau (eine neue Köchin miethend): „Dann werde ich Ihnen also zwölf Shillinge die Woche zahlen. Uebrigens, sind Sie abergläubisch?" — Köchin: „Durchaus nicht, gnädige Frau. Sie können ruhig dreizehn Shillinge geben, wenn Sie wollen."

Höchste Aufmerksamkeit. — Delinquent (eine Minute von seiner Hinrichtung zum Scharfrichter): „Herr Scharfrichter, ich höre soeben, daß meine Hinrichtung die hundertste von Ihnen vollführte ist und erlaube mir daher herzlichst zu Ihrem Jubiläum zu gratuliren."